

Andreas Degkwitz

Bibliotheksarchitektur als Metapher des Wandels

... ja, es gibt sie noch, diese „Dinosaurier“ in der staatlich finanzierten Baulandschaft, die Bibliotheken, denen in Zeiten von Digitalisierung und Internet schon länger der Untergang prognostiziert wird. In der Vergangenheit des Gutenberg-Zeitalters haben Materialisierung und Logistik gedruckter Bücher und Zeitschriften diese Architekturriesen gerechtfertigt. Aber heute reden wir von den Computer-Clouds, die zur permanenten Entmaterialisierung der Medien beitragen, was nicht nur die Notwendigkeit von Bibliotheksgebäuden, sondern darüber hinaus die Berechtigung bibliothekarischer Einrichtungen generell in Frage stellt.¹

Mit der Ausstellung „Die Weisheit baut sich ein Haus“, die 2011 vom Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne realisiert wurde, ist die Frage der Entwicklung von Bibliotheksgebäuden vor dem Hintergrund fortschreitender Digitalisierung und Netzkommunikation erneut aufgeworfen und aus unterschiedlichen Sichten betrachtet worden.² Bemerkenswert ist die darin von Caroline und Johann Leiß getroffene Feststellung:

[...] Die neuen Bibliotheksbauten der Gegenwart [...] sind in der einen oder anderen Hinsicht radikaler, einseitiger oder experimenteller als ihre Vorgängerbauten, aber sie stehen in einer Tradition, die sie nicht in Frage stellen. Ungeachtet aller technologischen Revolutionen im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologie sind heute Bibliotheksgebäude [...] Orte des Lesens, Lernens und Arbeitens [...].³

Zugleich wird in diesem Band von Markus Eisen ausgeführt:

[...] Letztlich wird der Bau [...] zu einem Symbol der fortschreitenden Transformation des gespeicherten Wissens, weg vom einzelnen, materiell vorhandenen Buch hin zu einer haptisch unfassbaren, mittels technischer Geräte beliebig abrufbaren Digitalwelt. Als architektonisch adäquates Mittel erscheint dabei die freie Komposition des Raumes bei weitgehend aufgelöstem Rahmen [...].⁴

Damit wird der Auffassung von Carolin und Johann Leiß zwar nicht unmittelbar widersprochen, doch es wird die Bedeutung des Symbolcharakters aktueller Biblio-

1 Siehe: Bonte, Achim u. Klaus Ceynowa: Bibliothek und Internet. In: Lettre International (2013) H. 100. S. 115–117.

2 Siehe die Publikation zur Ausstellung: Nerdinger, Winfried [u. a.] (Hrsg.): Die Weisheit baut sich ein Haus. Architektur und Geschichte von Bibliotheken. München: Prestel 2011.

3 Siehe: Leiß, Caroline u. Johann Leiß: Bibliotheken im Internetzeitalter. Von P(rint) nach E(lectronic). In: Nerdinger [u. a.], Weisheit (wie Anm. 2), S. 215–236. Hier S. 232.

4 Eisen, Markus: Zur architektonischen Typologie von Bibliotheken. In: Nerdinger [u. a.], Weisheit (wie Anm. 2), S. 261–306. Hier S. 301.



theksarchitektur gegenüber ihrer Rolle als Arbeits- und Lesestätten oder Serviceeinrichtungen deutlich hervorgehoben. Dies führt zu der weitergehenden Beobachtung, dass die neuen Bibliotheksgebäude weniger „Bibliotheken“ in einem terminologischen Sinne sind, als vielmehr einen Verweischarakter auf diese Architekturtradition haben und sich von daher zu Metaphern entwickeln, die der Übergang vom Analogen zum Digitalen offensichtlich benötigt.

Denn in Zeiten technischer Innovation und der damit einhergehenden Transformation bestehender Arbeits- und Lebenswelten sind oft noch nicht die Bezeichnungen gefunden, mit denen sich das „Neue“ adäquat benennen oder beschreiben lässt. Von daher bleibt nichts anderes übrig, als die alten, noch gängigen Namen für alles Herkömmliche und Vertraute auf neue Entwicklungen zu übertragen, auch wenn das „Alte“ das „Neue“ auf diese Weise gar nicht mehr zu fassen vermag. Auf der sprachlichen Ebene haben wir damit die Ebene der Metapher bzw. Übertragung von Bedeutung erreicht. So gesehen leben wir nicht nur in einer Zeit der technischen Übertragung von Daten und Informationen, sondern eben auch in einer Zeit der Metapher, wofür das Wort „Bibliothek“ ein sehr gutes Beispiel gibt. Denn was haben der Ordner „Bibliothek“ auf unserem Desktop oder die Gen- oder Softwarebibliotheken mit der Bibliothek gemeinsam, die über Jahrhunderte als Schatzkammer des Wissens oder als Gedächtnis der Menschheit fungiert? Allein die auf Dauer angelegte Verfügbarkeit scheint die Bezeichnung „Bibliothek“ noch zu rechtfertigen – vom „Büchergestell“ findet sich keine Spur! Aber wie sollen wir dergleichen anders bezeichnen denn als „Bibliothek“, solange uns eine bessere, treffendere Bezeichnung noch fehlt.

Was in dem genannten Kontext auseinanderdriftet, findet sich durchaus vergleichbar an Beispielen jüngster Bibliotheksarchitektur: Form und Funktion entfernen sich, lösen sich voneinander und haben dabei die Bezeichnung „Bibliothek“ teilweise auch schon aufgegeben, wenngleich die Gebäude im Bewusstsein ihrer Nutzerinnen und Nutzer „noch“ Bibliotheken sind. Zugleich adressiert die aktuelle Architektur Bibliotheken in deutlich stärkerem Maße als je zuvor als soziale Räume für Information und Wissen. An solchen transitorischen Orten, die das Zusammenspiel unterschiedlicher Kommunikations- und Medienformate ermöglichen, erleben sich Leser, Surfer und Talker als Flaneure des Wissens. Ein besonderer Anreiz ist dabei das Spannungsfeld von Individualität, Sozialität, Ubiquität und Vereinsamung. Allerdings repräsentiert Bibliotheksarchitektur auch Wissensverständnis und Wissenskultur, so dass sich gerade im Wandel von den gedruckten zu den digitalen Medien die Frage nach Auftrag und Funktion von Bibliotheken stellt. Vor diesem Hintergrund erkennen Carolin und Johann Leiß drei Trends, die die Entwicklung prägen und die teilweise miteinander konkurrieren. Dies sind die „extrovertierte Bibliothek“, die „introvertierte Bibliothek“ und die „virtuelle Bibliothek“.⁵ Unter der „extrovertierten Bibliothek“ werden Bibliotheksgebäude verstanden, die verstärkt den Bedürfnissen nach Austausch und Kommunikation der Nutzerinnen und Nutzer Rechnung tragen

5 Siehe: Leiß u. Leiß, Internetzeitalter (wie Anm. 3), S. 224–232.

und dafür geeignete „offene“ Raumangebote zur Verfügung stellen. Der bibliothekarische Service nimmt Bezug auf die nach außen gewandte Ausrichtung und bietet darüber hinaus eine Plattform für nutzergetriebene „social events“ wie Ausstellungen, Meetings, Veranstaltungen und Workshops etc. Die „introvertierte Bibliothek“ schafft hingegen die räumlichen Voraussetzungen für konzentriertes, ruhiges Arbeiten und schließt damit an die Tradition der klassischen Lesesaalkultur an, für die ein Arbeiten im Mittelpunkt steht, das dem sozialen Austausch der einzelnen Nutzerinnen und Nutzer eher abgewandt ist. Mit einem entsprechend abgeschirmten Raumangebot und klarer, architektonischer Strukturierung sollen die Rahmenbedingungen für die stille Gemeinschaft denkender Individuen geschaffen werden. Mit der „virtuellen Bibliothek“ wird ein Versorgungsszenario angesprochen, das sich mehr und mehr von dezidierten Orten und Räumlichkeiten löst und damit zugleich das traditionelle, überwiegend an Räume gebundene Serviceprofil von Bibliotheken in Frage stellt. Dies bietet den Ansatz, die Weiterentwicklung der Bibliotheksarchitektur mehr in ihrem metaphorischen Charakter als in ihrer funktionalen Umsetzung zu sehen.

Das Informations-, Kommunikations- und Medienzentrum (IKMZ) der Technischen Universität Cottbus ist ein Beispiel für den „extrovertierten“ Bibliothekstyp.⁶ Das von den Architekten Herzog & de Meuron 2001 bis 2004 errichtete Gebäude, das mit seinem amöbenartigen Grundriss einen viel gerundeten, mehr noch, geschwungenen Solitär in den Konturen einer Alvar-Aalto-Vase darstellt, beherbergt die Bibliothek der Cottbusser Universität, ohne dass das Gebäude die typischen Architekturmuster einer (traditionellen) Bibliothek aufweisen würde – das sind: Lesesaal und Magazin. Vielmehr treten Besucher und Nutzer der Bibliothek in ein schrill wirkendes Meer von Spektralfarben ein, aus dem heraus eine Guggenheim-Treppe zu Bücherregalen, Arbeits- und Leseplätzen und – nicht zuletzt – zu Event- und Kommunikationsflächen führt. Allein die mit Buchstaben aller Alphabete verpixelte Glasfassade mag auf die Funktion des Hauses als Bibliothek verweisen. Mit anderen Worten: Die mit Buchstaben verrätselte Bedruckung – und nicht in erster Linie das Raumkonzept – artikuliert die Bibliothek, die das IKMZ-Gebäude ist. Zugleich wird durch die Fassade, die das Gebäude bei Tag enigmatisch verhüllt und bei Nacht „Licht in die Dunkelheit“ bringt, sowie durch die kräftigen Spektralfarben im Gebäudeinnern das IKMZ-Gebäude quasi selbst zu einem Medium, was den extrovertierten Gebäudecharakter nochmals intensiviert. So ist das Label „Bibliothek“ im wahrsten Sinne des Wortes auf das Gebäude aufgetragen und lässt sich erst mit den Buchstaben auf der Fassade als Bibliothek verstehen. Mit den fließenden Rundungen, die das Gebäude außen und innen prägen, die den „im Fluss befindlichen Umgang mit der Organisation des

6 Siehe: Degkwitz, Andreas: The IKMZ Experience. Das architektonische Konzept der BTU Cottbus als Modell des „dritten“ Ortes. In: Bibliotheken heute! Best Practise bei Planung, Bau und Ausstattung. Hrsg. von Petra Hauke u. Klaus Werner. Bad Honnef: Bock + Herchen Verlag 2011. Hier S. 160ff.

Wissens⁷ darstellen und damit für das Prozessuale von Digitalisierung und Internet stehen, macht die Fassade das Gebäude zu einer Metapher, aber nicht mehr zu einer Bibliothek, die sich als solche erkennen lässt.

Einen fast konträren Weg geht allem Anschein nach das Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin, als dessen architektonisches Grundmuster und Leitmotiv das „Büchergestell“ zu erkennen ist. Der Charakter dieses „Gestells“ setzt sich nicht nur in den streng symmetrischen Rastern des Gebäudes um, sondern wirkt bis in die Anlage und Ausstattung des terrassierten Lesesaals fort. Max Dudler, der Architekt des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums, äußert dazu:

[...] Die symmetrisch angelegten Arbeitsterrassen erinnern nicht zufällig an hängende Gärten. Forscher und Studenten sitzen sich – je höher, desto entfernter – wie auf Tribünen gegenüber. Jemand, der einen Gelehrtenstreit nachvollziehen will, könnte mal auf der einen, mal auf der anderen Seite sitzend unterschiedliche Positionen einnehmen, er könnte mit einem realen oder imaginären Gegenüber die heftigsten Dispute führen. Ohne den Kampf von These und Gegentese bliebe der Geist ohne Fortschritt. Auch der Irrtum geschieht nicht außerhalb, sondern innerhalb der Geschichte des Geistes [...]. Auch die strenge Geometrie des Rasters stellt eine Antithese zu Scharouns Staatsbibliothek mit ihren Leselandschaften dar. Wir müssen zurück zur strengen Form, die allein den Geist befreit. Ohne klare Form wird der Geist nicht frei, ohne klare Form verläuft er sich bloß [...].⁸

Auf den ersten Blick wird im Grimm-Zentrum der Beweis angetreten, dass Bibliotheken unabhängig von allem Medienwandel weiterhin „Bibliotheken“ sind.⁹ Zugleich lässt die Anlage des terrassierten Lesesaals auf einen „introvertierten“ Bibliothekstyp schließen. Der zweite Blick in das architektonische Herz des Gebäudes zeigt, dass die Leseterrassen, die keine Buchbestände vorhalten, die Lesenden, Forschenden, Lernenden gleichsam als Akteure auf die Regale des Wissens „stellen“. Mit einer solchen „living library“ gehen Form und Funktion eine Symbiose ein, die vor dem Hintergrund ihrer traditionellen Verbindung auch zur Metapher wird, in dem die Nutzerinnen und Nutzer des Lesesaals – mit PC- und iPhone-bewehrt – anstelle von Büchern in den „Büchergestellen“ sitzen: IT-gestützte, vernetzte Wissensgesellschaft im Rahmen des bibliophilen Paradigmas! Nicht zuletzt wird der metaphorische Charakter dieses architektonischen Ansatzes ausdrücklich verstärkt, indem das Gebäude die Universalgelehrten des buchintensiven 19. Jahrhunderts Jacob und Wilhelm

⁷ Siehe: Confutius, Gerrit: Glanz-Rosè und Wellenform. Neubau der Universitätsbibliothek in Cottbus. In: Bauwelt (2005) H. 3 S. 10–17; sowie: Adam, Hubertus: Gestalt und Gestaltlosigkeit. In: archithese (2005) H. 2. S. 68–73.

⁸ Siehe: Dudler, Max: Die Häuslichkeit des Buches. In: Bibliothek. Hrsg. von Milan Bulaty. Berlin: Berlin Verlag 2010. Hier S. 96f.

⁹ Siehe: Degkwitz, Andreas: Linked Knowledge – Open Libraries. In: Bibliotheksdienst (2012) H. 7. S. 570–577. Hier S. 571.

Grimm im Namen führt – Universalität, die einer vergangenen Epoche angehört und die heute nur noch im Netzwerk einer „living library“ möglich ist.

Das architektonische Selbstbild von Bibliotheken unterliegt mit der Verbreitung des Internets als Distributionskanal für bibliotheksrelevante Inhalte einem nachhaltigen Wandel. Aufgrund ihrer Speicherfunktion für die physischen Einheiten papiergebundener Medien verbindet sich mit Bibliotheksgebäuden die Metapher der Schatzkammer oder des Wissensspeichers. Entscheidend für die Werthaltigkeit der Bestände ist ihre Gedächtnisfunktion oder die des Reservoirs tradierten menschlichen Wissens. Die Exklusivität der Bibliothek legitimiert sich in diesem Modell aus der Vergangenheit und begründet sich damit als „Gralsburg des Wissens“. Etwas überzeichnet gesagt ist dabei die fast sakral zu nennende Tradition des Menschheitsgedächtnisses unter Verschluss und steht primär der „Gemeinschaft der Wissenden“ zur Verfügung bzw. denen, die sich um Aneignung und Vertiefung dieses Wissens als Lernende bemühen. In diesem Zusammenhang ist entscheidend, dass das Bibliotheksgebäude über die traditionell wesentlichen Komponenten des zentralen Lesesaals und eindeutig identifizierbarer Magazinräume verfügt; denn diese beiden Parameter machen ein Gebäude nach traditionellen Maßstäben zur Bibliothek.

In direktem Gegensatz dazu steht das Verständnis von Bibliothek als Ort für Information und Kommunikation. Dabei fungiert die Bibliothek als transitorischer Ort, der wie das sich mehr und mehr zum Leitmedium etablierende Internet durch Offenheit und Zugänglichkeit gekennzeichnet ist.¹⁰ Bibliotheksgebäude sind damit nicht mehr Schatzhäuser, sondern öffentliche Orte, die neben Arbeitsplatz und Wohnung zu einem sog. „dritten Ort“ mutieren, der vorrangig Informations- und Kommunikationsbedarfe deckt.¹¹ Die Bibliothek wird zum „non lieux“, der sich unter den Bedingungen des akademischen Studiums oder des „live long learning“ auch als Lernort bezeichnen lässt.

Wie man leicht erkennt, bezeichnen wir mit dem Ausdruck Nicht-Ort zwei verschiedene, jedoch einander ergänzende Realitäten: Räume, die in Bezug auf bestimmte Zwecke (Verkehr, Transit, Handel, Freizeit) konstituiert sind, und die Beziehung, die das Individuum zu diesen Räumen unterhält. Diese beiden Sachverhalte überlagern sich zwar in weiten Teilen gegenseitig und ganz sicher offiziell (die Individuen reisen, kaufen, suchen Erholung), aber sie vermischen sich nicht im selben Maße; denn die Nicht-Orte vermitteln einen ganzen Komplex von Beziehungen zu sich selbst und zu den anderen, die nur indirekt mit ihren Zielen zusammenhängen: So wie die anthropologischen Orte Organisch-Soziales hervorbringen, so schaffen die Nicht-Orte eine solitäre Verträglichkeit. [...] In der konkreten Realität der Welt von heute überschneiden und durchdringen Orte und Räume, Orte und Nicht-Orte sich gegenseitig. Die Möglichkeit des Nicht-Ortes ist an jedem beliebigen Ort gegeben. Die Rückkehr zum Ort ist die Rückkehr dessen, der die Nicht-Orte frequentiert (und der zum Beispiel von einem Zweitwohnsitz träumt, an dem er fest im Boden

¹⁰ Siehe: Degkwitz, IKMZ Experience (wie Am. 6), S. 164f.

¹¹ Vgl. Kersting-Meulemann, Ann, Kerstin Schmidt u. Rolf Voigt: „Der Dritte Ort“. Ein Bericht vom 8th Frankfurt Scientific Symposium. In: ABI-Technik (2008) H. 4. S. 230–246.

verwurzelt ist). Orte und Nicht-Orte verhalten sich zueinander (oder verweisen aufeinander) wie die Worte und die Begriffe, mit denen sie beschrieben werden können.¹²

Diese Ausführungen zeigen nicht nur die Komplexität von Nicht-Orten, sondern auch deren experimentellen Charakter, der sich in traditionellen Bibliotheken bereits als Nutzungsszenario zeigt und das architektonische Konzept des IKMZ-Gebäudes grundsätzlich prägt: Offenheit und Transparenz der Gebäudestruktur bieten die Voraussetzungen für den „dritten Ort“. Die Bibliotheksfunktion wird hingegen durch die enigmatische Bedruckung der Außenfassade zitiert – mit anderen Worten: Das Arcanum der Buchstaben, das traditionelle Bibliotheken aufgrund ihres Reichtums an gedruckten Beständen und Texten charakterisiert, wird als Metapher „buchstäblich“ aufgeblättert, ohne dabei entschlüsselt zu werden und ohne sich entschlüsseln zu lassen. Die Textur menschlichen Wissens wird als Rätsel zitiert und verweist auf die Bibliothek im IKMZ-Gebäude als „drittem Ort“. Ist auch das Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum mit seinem eher introvertierten Charakter ein „dritter Ort“? Soweit dies den bücherfreien Lesesaal betrifft, könnte die folgende Beobachtung von Markus Eisen zu einer Antwort auf diese Frage führen: „Als architektonisch adäquates Mittel erscheint dabei die freie Komposition des Raumes bei weitgehend aufgelöstem Rahmen, in dem die früheren Sammlungsstücke, die einst aufwendig präsentierten Bücher zum Störfaktor werden, die den offenen Blick nur verstellen.“ Bis auf weiteres offen bleibt aus Sicht von Eisen, ob sich dieser Architekturtypus als funktional erweist und „auf Dauer die Konkurrenz mit dem am Ende ebenso gut für digitalen Zugriff geeigneten Wohnzimmer jedes Einzelnen bestehen wird“. Vor diesem Hintergrund sind auch Bibliotheken mit gedruckten Altbeständen nicht so sehr aufgrund ihrer Sammlungen, sondern vielmehr als „gestaltete Orte attraktiv, so dass sie für viele Menschen ein wichtiger Teil ihres Lebens bleiben“.¹³ Damit wird deutlich, dass auch das Grimm-Zentrum die Erwartungen an einen „dritten Ort“ erfüllt und als solcher genutzt und aufgesucht wird.

... und schließlich noch ein Wort zu den Treppen, die uns in und durch die Bibliotheksgebäude führen – ganz unabhängig davon, ob diese als extrovertiert oder introvertiert zu verstehen sind. Viele, fast alle Bibliotheksgebäude haben Treppen, die beim Betreten der Bibliothek beeindrucken, überraschen und natürlich „nach oben“ zu Einsicht und Überblick führen und dabei zugleich den willkommenen Zufall spontaner Begegnung ermöglichen: Scholarly Communication! Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für eine solche Treppe ist die der Bayerischen Staatsbibliothek, deren Erwähnung in diesem Beitrag schon deshalb nicht fehlen darf, weil dieses Architekturelement des Gebäudes der Bibliothek mit Sicherheit für sehr viel mehr als nur für den Zugang zum Lesesaal steht. Denn wie ließe sich sonst erklären, dass dieses Trep-

¹² Aus: Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte, Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit [aus dem Französischen von Michael Bischoff]. Frankfurt am Main: Fischer 1994.

¹³ Siehe: Eisen, Typologie (wie Anm. 4), S. 301.

penhaus einen schon recht veritablen Teil des gesamten Gebäudes ausmacht und den Nutzerinnen und Nutzern der Bayerischen Staatsbibliothek vom Eingang aus nichts anderes (auch keine Bücher) vor Augen geführt wird als diese zum Licht führende Treppe? Metaphern hat man in Bibliotheken offenbar schon immer zu schätzen gewusst, um Transformationen – in welche Informations- und Wissensgesellschaften auch immer – mit Architektur zu veranschaulichen.